

Ansichten über Hamlet

Paul Alverdes

Georg Brittings Hamlet-Roman. [1932]

»Dank und Dienst« Reden, Langen-Müller Verlag 1932

Zum Lobe des neuen Buches *Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß* von Georg Britting, läßt sich kaum etwas Besseres sagen, als daß man nach der Beendigung seiner Lektüre sogleich Lust verspürt, mit dem Ganzen noch einmal von vorne zu beginnen. Denn es ist eine von den ganz wenigen Dichtungen aus unseren Tagen, die man aufschlagen kann, wo man will: immer wird man sich unwiderstehlich angezogen und in die innerste Mitte des Daseins versetzt fühlen, eben weil es eine echte Dichtung und kein Literatenstück ist, auch dort, wo der Text nur wie an seinem Rande zu spielen scheint. Dabei ist von Dingen die Rede darin, die mit unserem eigenen oder dem Leben unserer Zeit zunächst gar nichts zu schaffen haben. Dieser Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß, begibt sich ja in der Tat in einem sagenhaften Dänemark zu Zeiten des Königs Claudius; doch dies und ein paar Namen außer dem des Polonius und der Ophelia etwa und die Ähnlichkeit von ein paar äußerlichen Zusammenhängen sind schon alles, was dieser Hamlet mit dem Shakespeareschen gemein hat, - und vielleicht war es sogar die einzige Bemerkung in jenem Stück, daß nämlich der Prinz fett geworden sei, die Georg Britting zu seinem ebenso wunderlichen wie wunderbaren Gedicht in Prosa angeregt hat. Bei ihm wird der Prinz immer nur fetter, aber er bleibt am Leben. Er

siegt in einer großen Schlacht gegen die Norweger, wird König, dankt ab und zieht sich am Ende, fast unbeweglich vor Dicke, aber vielleicht auch fast weise geworden, in ein Kloster zurück.

Auch im übrigen ist alles Georg Brittings eigene Welt in diesem Buch. Es ist eine Welt, die wir aus seiner Lyrik und aus mancher seiner Erzählungen schon in etwa kennen: keine sonderlich gute und auch beileibe keine glückliche, aber eine furchtbar lebendige Welt, unaufhörlich wuchernd und sich verwandelnd, sich selbst verschlingend und sich selbst ewig erneuernd, kein Garten, sondern ein Urwald. Auf die Formen ihrer Darstellung hin betrachtet gibt sie sich als ein geheimnisvolles Miteinander und Ineinander von Bändigung und Grenzenlosigkeit, dem großen Rasenstück des Albrecht Dürer vielleicht vergleichbar, oder auch, mit dem krausen Humor und der tief-sinnig-spielenden Zueinander-Ordnung des eigentlich Gegensätzlichen und Anderweitigen, seinem Rankenwerk zu dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian. Vergleichbar noch in einem anderen Sinne: denn Britting hat in der Tat die Augen eines Malers. Begabt mit einem Sehvermögen, das an Schärfe, an Genauigkeit und auch an Eigentümlichkeit der aufgesuchten Ansichten seinesgleichen in dem neueren Schrifttum kaum irgendwo findet, geht er in allen seinen Gedichten immer von der äußeren Gestalt aus, ja er scheint, auch in diesem umfangreichen und gesättigten Lebenslauf, nichts als diese zu geben. Aber er gibt sie bei aller Fülle und bei allem schöpferisch verliebten Aufwand von Farben und Formen nicht wahllos, sondern mit der untrüglichen Bedachtheit auf das Wesentliche, das Bedeutende, das Zweisinnige eines Dinges, einer Person, eines Vorganges.

Auf diese Weise gelingt es ihm, zu erzählen, wo er nur zu malen scheint, wird eine Folge erlesen farbiger Bilder zum echten Gedicht.

Zweierlei Arten des Zusehens sind indessen bei ihm deutlich zu unterscheiden. In Anbetracht vieler Gedichte der Droste-Hülshoff ist einmal bemerkt worden, es sei eben die besondere Art der Kurzsichtigen, alles aus der dichtesten Nähe zu betrachten und einen Laufkäfer beispielsweise auch einmal ganz außerhalb seines Verhältnisses zu den Maßen anderer Dinge zu begreifen und gelten zu lassen. Aber diese Sehensweise, - und es ist auch die eine der von Britting bevorzugten - ist wohl nicht so sehr eine Eigenschaft der Kurzsichtigen und damit gewissermaßen »erklärt«, was heute allzuoft auch schon verdächtigt heißen will, sondern vorzüglich eine der Dichter. [...]

Mit dieser Eigenschaft des Nahesehens geht bei Britting eine andere, ihr gerade entgegengesetzte, auf das glücklichste zusammen. Es ist die Fähigkeit, alle Dinge und Begebenheiten zugleich aus einem letzten Abstand heraus zu betrachten, nicht anders, als blicke ein Wesen überpersönlicher Art auf das Treiben einer Welt herab, die es zwar liebt, kummervoll vielleicht und wissend liebt, in die es aber selbst nicht mehr verstrickt ist, weshalb es auch weder Partei ergreift noch sich zum Richter bestellt. Das ganz und gar Eigentümliche an Brittings erzählerischem Stil ist nun, wie er sich dieser beiden Möglichkeiten wechselnd bedient, und wie er den Leser bald mitten hinein und hindurch durch das Dickicht seiner Erde lockt, mit allen Sinnen, allen ihren Erscheinungen empfindend und genießend zugewandt, - und wie er ihn gleich danach den Mond selber spielen läßt, der hoch

von oben herab alles bescheint, oder sonst eine Art von wissendem Gestirn oder unsichtbar allgegenwärtigem Element, das nicht einmal der Zeit untertan erscheint, und die Verwandlungen langer Fristen in einem einzigen Augenblick zu begreifen mächtig. So zerfällt und verkommt Opheliens Haus vor unseren Augen; in einer unvergeßlichen Schilderung zerstören es Regen und Wind, und das Unkraut verschlingt es und der Wald, den Elementen zurückgebend, was ihnen immer gehörte.

Von Hamlets Gemütsart nun und innerem Leben, da er doch schuldig ist an Opheliens Tode, nicht unschuldig am Tode manchen Mannes, Salonsons zum Beispiel, den er mit Zureden aus der Welt nötigt wie hernach den Mörder seines Vaters mit Zutrinken und Zuessen, - von seiner inwendigen Beschaffenheit also und seinen Gedanken etwa über Gott und seine Welt erfahren wir bei einer solchen Darstellungsweise unmittelbar kein Wort. Wir erfahren auch von seinen Taten nicht sehr viel und von irgendeiner spannenden Fabel, fortlaufend durch das ganze Buch und Taten gegen Taten, Herz gegen Herzen setzend, ist nicht die Rede. Es wird auch nur das Allernotwendigste gesprochen, karg und lakonisch sind die Gespräche, und das, was die Gestalten der einzelnen Bilder bemerken. Vor allem sagen sie nie etwas über sich selber, und der Dichter hält es mit ihnen nicht anders, spricht keine Silbe über ihre Abkunft, Lebensart und ihren Charakter. Aber gleichwohl erscheinen sie alle so deutlich und so federnd und prall von Leben, daß wir sie sehr genau erkennen und durchschauen in der Ganzheit ihres Daseins, - wie wir auch einen stummen Schauspieler etwa, wenn anders er seinen Namen verdient, aus seinem bloßen Auftreten als einen wahren Menschen zu

durchschauen, als unseresgleichen zu erkennen vermöchten.

Natürlich ist auch das eine Sache des Vortrages und eben die höchst persönliche Sprache Brittings, die Gespanntheit und Geladenheit auch des einzelnen Wortes und Satzes bei ihm, sie ist es, die den Leser unwiderstehlich verzaubert und in Bann hält. Dabei ist es, ungeachtet aller Eigentümlichkeit, ja Kühnheit des sprachlichen Ausdruckes, ein Vortrag von äußerster Zurückhaltung, der nichts so sehr scheut wie das große, pathetische Wort und das Verraten mächtiger Empfindung. Auf eine fast wunderliche Art, die maniert erscheinen könnte und ermüden würde, wenn sie nicht gerade als der allerunmittelbarste Wesensausdruck des Autors immer wieder zu erregen und zu fesseln vermöchte vom ersten bis zum letzten Satz des Buches, näht er seine Sätze zusammen: zwei Stiche vor und einen aufnehmenden und verstärkenden zurück. Oftmals scheint er dabei mit dem Anerbieten der verschiedensten Beiworte für den gleichen Verhalt dem Leser die Auswahl des Passenden zu überlassen, als vermöge er, der Autor, die ganze Sache nicht recht wichtig zu nehmen. Auch die entscheidenden Ereignisse, und mit Vorliebe diese, erzählt er in dem gleichen gewissermaßen beiläufigen, etwas verlegenen, etwas zaudernden Ton, den immer wieder ein grimmiges Auflachen unterbricht, als sollte nur ja keiner auf den Gedanken an ein tieferes, innigeres Leiden des Dichters an seiner Welt und seinen Geschöpfen geraten. Denn hinter der krausen Verspieltheit, der scheinbaren Beiläufigkeit des Vortrages, hinter dem grimmigen und beißenden Witz seiner Fragen an den Leser und Bemerkungen zur Sache verbirgt sich Trauer und Schmerz. Dieser

Lebenslauf ist ein tief melancholisches, bei aller Spaßigkeit ein pessimistisches Buch. An seinem Ende ist alles nicht so wichtig, nicht so ernsthaft, sondern alles vergänglich, alles irdisch, alles eitel, vergeblich, sterblich gewesen, und der alte König Hamlet, abgedankt und entsagend in seinem Kloster, er drückt das Licht aus, das in seiner Zelle brennt, »wahrscheinlich, um die Sterne besser zu sehen«.

Und doch hat das Buch mit dem bloß nüchternen Skeptizismus unserer Tage, der gleich überhaupt nichts mehr gelten lassen will und noch das währende Ereignis, es sei, von welcher Art es wolle, schon verdächtigt und beschimpft, nur weil es sich eben ereignet, nichts gemein. Zwar ist beispielsweise »im Feldlager vorn« auch die Schlacht um die Norweger Schanze angeschaut, als blicke eine grausam unbeteiligte Gottheit auf ein wunderbar buntes, wunderbar bewegtes Spiel, das sie sich mit all ihrem Blut und Tod zu keinem anderen Zweck aufgeboten hat als zu ihrer spielenden Unterhaltung. Und dennoch erscheint nichts in diesen Kriegskapiteln eigentlich nur töricht oder aberwitzig, sondern alles, was sich da begibt, hat gleichzeitig seinen furchtbaren irdischen Ernst, - und wäre es kein anderer, als daß Männer dies alles ernst nehmen und im Ernste mit ihrem Leben dafür bezahlen.

Es sind Kapitel aus einem sagenhaften, verschollenen Krieg, in welchem mit sagenhaften Waffen und Methoden gekämpft wird. Aber weil sie ein Dichter schrieb, so sind es zugleich Kapitel aus jedem vergangenen Kriege, und sie könnten, mit ganz geringfügigen Änderungen, in einem Buch aus dem Weltkrieg stehen. Das wäre dann der allerbesten eines, denn man wird aus dem Berg der

Weltkriegsliteratur kaum zwei oder drei hervorziehen können, in welchem ein Angriff und alles, was ihm vorangeht und folgt, mit einer solchen Anschaulichkeit und Eindringlichkeit und zugleich mit einer solchen Überlegenheit beschrieben worden ist.

Was von diesen Kriegskapiteln gilt, daß sie nämlich zugleich in der sagenhaft fernsten wie in der allerjüngsten Vergangenheit, oder sagen wir getrost Gegenwart, sich begeben, das gilt von dem ganzen Gedicht. Auch wo es von der Abgelegenheit und der Verwunschenheit erzählt, von dem Wildgarten und Haus, darin der Knabe spielt, von dem Zimmer mit den Hofdamen, vom nächtlichen Gemach der buhlerischen Königin, von Schranzen und Drückebergern im Feldlager vorn und hinten, von Käuzen und Narren, von einem geköpften Hahn und einer toten Katze, oder auch von toten Männern, die am Ende doch vergessen werden, der eine sogleich und der Vielgeliebte ein anderes Mal, aber doch, weil es nun einmal auf dieser Welt nicht anders zugeht, - immer meint es und trifft uns selber. Aus keinem anderen Grund vermag es uns auch zu erkennender Freude und zu tiefer erkennender Wehmut zu stimmen.

Vielleicht beruht das darauf, daß hier das Leben einmal wieder nicht zerdacht und zerredet worden ist, wie das in der zeitgenössischen Literatur so oft geschieht, sondern daß es immer wieder auf einige seiner unzerredbaren Grundtatsachen zurückgeführt wird. Es sind Tatsachen, mit deren immerwährender Vergegenwärtigung das wahrhaft geistige Dasein des Menschen erst beginnt. Sie heißen Vergänglichkeit, Vergessenheit, Wandelbarkeit, Schmerz und Tod. Viele vermögen es, ihnen einen göttlichen Sinn, einen geheimen Ratschluß der Vorse-

hung unterzulegen; andere leiten wohl die Eitelkeit und die Sinnlosigkeit allen irdischen Daseins überhaupt aus ihnen ab. Britting tut in seinem Roman vom armen König Hamlet keines von beiden. Er schildert das Lebendige mit Dichtergewalt, er preist es hoch, und er beweint es zugleich, - und von jeher haben die echten Dichter nichts anderes getan.

Das Bildnis Georg Brittings.

Zum sechzigsten Geburtstag des Dichters von

Paul Alverdes

Rheinischer Merkur Nr.8 / 16. Februar 1951

Vor zwanzig Jahren, als ich Georg Britting kennenlernte, hier in München, wo er seit dem Ende des ersten Weltkrieges haust, hat er eigentlich schon nicht viel anders ausgesehen als heute. Er ist ein sehr großer, breitschultriger Mann, stark von Gliedern und mit seinem schweren, weitausholenden Schritt nicht sonderlich beweglich und fast ungeschlachtet wirkend. Aber das hängt auch mit dem rechten Arm zusammen, den ihm ein Engländer bei dem letzten Frühjahrsangriff im Jahre achtzehn lahm geschossen hat. Seitdem pendelt er ihm ziemlich unbehilflich herab.

Die Hand an dem andern weist auch ein Andenken auf an jene Jahre des Krieges, die bei so manchem von seiner Art, der davongekommen ist, unverkennbar auch das innere Bild der Persönlichkeit geprägt haben, vorzüglich bei denen, die sonst kein Aufheben davon machen. Der Ringfinger an der linken Hand fehlt. Ein Feldarzt hat den zerschossenen am Abend der Langermarschschlacht über einem Stallkübel heruntergeschnitten.

Georg Britting hat ein weiträumiges, offenes Gesicht, faltenlos fleischig unter dem kurzgeschorenen, eisengrauen Haar, auch jetzt noch, da er sich anschickt, die Schwelle der Sechzig zu überschreiten. Man könnte sich dieses kluge Angesicht mit dem ru-

hig forschenden Blick, dessen gelassene Heiterkeit von innerer Sicherheit kündigt, gut über dem Habit eines geistlichen Würdenträgers vorstellen. Mit einem von ihnen, der sich seit Goethes St. Rochus Fest zu Bingen einer fröhlichen Berühmtheit erfreut, hat er auch wirklich etwas gemein, dem Weihbischof dort, den besondere Gnade gewürdigt, von der Gottesgabe des Weines ohne bedeutenden Schaden mehr als ein den anderen bekömmliches Teil zu genießen und zu vertragen. Das hängt mit seiner besonderen Fähigkeit zu lieben, zu bewundern und sich der Schöpfung und ihrer Gaben überall, auch an der Tafel und vor dem Becher, zu erfreuen, zusammen. Darum bedeutet es auch für andere eine Freude, mit ihm zu Tische zu sitzen, auch in einer dürftigen Schenke unterwegs, einem Bauernwirthshaus oder einer Handwerkerkneipe.

Einmal aber habe ich auch ihn einen Mangel bekümmern sehen. Das ist an einem Weihnachtsabend in den elendesten Jahren der jüngsten Vergangenheit gewesen. Zu essen hatten wir nicht mehr, als andere Leute damals auch hatten, eher noch weniger, doch war mir im Frühjahr eine Flasche roten Weins verehrt worden, die hatte ich für das Christfest mit Britting das ganze Jahr hindurch sorglich im Keller verwahrt und war in seinem Verlauf oft einmal wie zu einem geheimen Schatz zu ihr hinabgestiegen. Konnte er sich auch nicht mehren, so wollte ich mich doch überzeugen, daß er noch ruhte da unten in der eisernen Flaschenwiege, die im übrigen so lange schon leer stand. Vielleicht aber hatte ich doch zu viel Wesens davon gemacht und Britting den Mund wässerig, denn

als ich mich an jenem Abend in den Keller begab, mit verheißenden Reden, daß wir denn doch nicht gänzlich armselig und trocken sitzen würden, siehe, da hatte der Frost, der mir schon lange Wochen hindurch die Eiszapfen gleich hinter dem Schreibtisch sprießen machte, auch die Tiefe des Hauses erreicht, und ich fand von der Flasche nur die Scherben und ein wenig schwärzlich eingetrockneten Staub, das war wohl der rote Wein gewesen

Da sah er mich mit dem spähenden Blick an, die Brauen hochgezogen über der gefurchten Stirn, wie er sonst auch schaut, wenn er sich über etwas wundert, und heißt bei seiner erdenfrommen Natur fast immer, daß es ihn freut, auch wenn es schrecklich erscheint, freut als ein Ausdruck und Beweis des Lebens, in das er, auch in das unerklärliche und erbarmungslose, verliebt ist mit allen Kräften seiner starken und oft unbändigen Person. Aber diesmal freute es ihn gar nicht, und ich freute mich auch nicht. Doch wie die Kerzen am Baum, die wir nach einem sinnreichen Verfahren aus vorjährigen Stummeln selber gezogen, so bekloffen zischelten und pufften und ihre Flammen qualmend sich duckten, als wollten sie augenblicks verlöschen, und das Wachs rann in langen rötlichen Tränen so geschwinde über die Zweige hernieder, da mußten wir auch wieder lachen. Bei den Pfeifen mit dem selbstgebauten nicht unbedenklichen Kraut saßen wir noch lange zusammen, und dies war auch ein schöner Abend von den zwanzigen, die wir nun unter dem Christbaum miteinander verbracht haben, unvergeßlicher eigentlich als mancher andere, wenn wir auch ziemlich schweigsam waren.

Manchmal aber kann er auch sehr unterhaltend sein, mehr als das, wenn der Wein ihn befeuert und aus der Stummheit hervorlockt, oder wenn ihn einer mit Meinungen und Ansprüchen reizt, die ihm zuwider sind. Da kann er herausfahren wie der Bär aus seiner Höhle, mit Prankenhieben auf den Tisch, und mit schneidender, befehlender Stimme auch Dinge aussprechen, die sich so leicht kein anderer unterstehen würde, und manchem mögen sie dann vermessen oder gar fürchterlich klingen. Dann zeigt es sich, daß seine Geschichten und Gedichte keine Literatenstücke sind, von einem bloßen Talent kunstreich hingespield, sondern daß er selber in der von ihm angeschauten und nachgeschaffenen Welt mitteninne haust, in seinem herrischen, begierigen Glück, in immerwährender Bewunderung, aber auch mit der wachen und furchtlosen Gefaßtheit, ohne die ihr unverstellter Anblick dem Einsamen wohl unerträglich wäre.

Was er nämlich in den Sonetten an Achill zu rühmen weiß, daß der sich nie gefragt „wozu wir sind, um kurz darauf zu sterben“, diese Bescheidung ist ihm selber nicht verliehen. Es ist die freilich nie unmittelbar ausgesprochene Frage von der sein ganzes dichterisches Werk lebt, und seine eigene Bescheidung besteht einzig darin, daß er sich eine Antwort versagt. Dennoch ist seine Welt keine unselige und heillos verdammte Welt und nicht weiter der Rede wert. Sie ist es ihm so sehr, wie sie dem Maler, der sich ja auch keiner Antwort vermißt, wert ist, ein ganzes Leben lang hinter ihrem Abbild her zu sein. Daher kommt es, daß uns seine oft sehr bitterlichen und grausamen Geschichten niemals eigentlich herabstimmen oder

verzweifeln machen. Es ist, wie das der Lauf und die Art dieser Welt nun einmal sein soll, viel von ungetrockneten Tränen, ungebüßter Pein, unverdientem Unheil und unerklärlichem Verhängnis die Rede darin. Die Rose ist mit Dornen umwunden, Labsal des Schlafes und der Nacht sind dem Tode eng verschwistert. Aber es ist auch wirklich die Rose, die er blühen machen kann mit erinnernder Macht.

Das Talent freilich, ohne welches diese noch so inbrünstig geliebte und noch so furchtlos angeschaute Welt nun einmal nicht zu bannen wäre, das versteht sich am Rande. Es ist bei Britting die Gabe, einen sinnlichen Eindruck, vor allem einen Anblick, mit der äußersten Genauigkeit wiederzugeben, so daß sich Erscheinung und Wort bis zur Gänze decken. Das gibt es auch bei andern, bei Ernst Jünger beispielsweise oder bei Carossa. Man muß nur bei diesem einmal die Probe aufs Exempel machen und den Zauber der dichterischen Aussage auf seine dingliche Beschaffenheit hin prüfen, und man wird noch bei einer duftigen und wie entrückten Landschaft auf die Genauigkeit eines ärztlichen Befundes stoßen, während sie bei Jünger aus der messenden Exaktheit eines kategorischen, kühl wählenden und verwerfenden Verstandes kommt. Britting aber, das ist oft bemerkt worden, hat Maleraugen, und seine sehr genaue Bekanntschaft mit der abendländischen Malerei überhaupt bis zu den kühnsten Versuchen der jüngsten Vergangenheit kommt nicht von ungefähr. Aber er ist zugleich ein Maler von besonderer Art. Er vermag auch sehr genau zu sehen, was kein anderer sonst wahrzunehmen vermag und was auch er selber nur in sich erblickt.

Das Beispiel dafür ist der „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“, ein Roman, der seiner Art nach in der deutschen Literatur und vermutlich auch sonst seinesgleichen noch sucht. Es ist ein Roman, der im Grunde aus lauter Anblicken besteht. Es wird in diesem erstaunlichen Buch weder Wesentliches gesprochen noch eigentlich erzählt, sondern wir sehen ohne Unterlaß mit an. Wir sehen es mit an, wie Ophelia sich Binsen zum Kranze pflückt und langsam im Wasser versinkt und wie nach ihrem Tode das Haus stückweise zerfällt und endlich von der wuchernden Wildnis verschlungen wird, sehen es in lauter einzelnen Anblicken, die sich aneinanderreihen wie die Stunden und Tage der Zeit. Sie sind mit unbestechlicher und zuweilen grausamer Aufmerksamkeit festgehalten, und dennoch geht eine lustvolle Bezauberung von ihnen aus wie im Märchen.

Über alledem aber ist bei Britting die Natur immerfort mit im Spiele. Wolken, Regen, Wasserlachen, Reigen der Mücken, grünes Kraut und Gras, ein Falter, der sich unschuldig am Blute der Getöteten labt, der Sterbeschrei eines Tieres in der Nacht, der Mond und die Sterne, die zu dem allem dareinsehen, sie gehören untrennbar zu dem Abbild des Daseins, in das wir verstrickt sind. Unser flüchtiger Blick zwar, benommen, bezaubert, entsetzt oder auch nur matt und träge, pflegt von ihm fast immer nur ein Vereinzeltes wahrzunehmen, das ihn allein wichtig dünkt; Dichtung, wie dieser Hamletroman, ist auf Ganzheit des Lebens bedacht, auch wenn sie ihren Blick rätselhaft auf das Entlegenste fortzuwenden scheint. Daher rührt es, daß uns auch dieses geträumte Leben so mit

Wahrheit zu beglücken vermag, als kennten wir es ja längst und hätten es wohl gewußt, und jetzt wird es uns nur zu unsrer Genugtuung bestätigt,

Maleraugen: Man könnte an Max Beckmann denken, was eine gewisse Versessenheit auf die Dämonie der Materie, eine fast gewalttätige Wut des Ausdrucks und eine scheinbare Unbetheiligtetheit des Bildmachers angeht. Sie steigert sich bei Brittings jammervoller Geschichte von der „Rettung“ zu der Schlußfrage, wer da wohl überflüssiges Mitleid haben sollte? Eine Frage, ergreifend in ihrer verzweifelten Rhetorik, denn man fühlt, wie dem Dichter über dem Jammer, den er zu beschwören Zwang hatte, das Herz sich klemmt in der Brust. Allein, wer sich in die Geschichten des „Bekränzten Weihers“, des „Geretteten Bildes“ versenkt oder in die Verse seiner Gedichtbücher, den „Irdischen Tag“, „Rabe, Roß und Hahn“, das „Lob des Weines“ und „Unter hohen Bäumen“, dem drängen sich Werk und Gestalten ganz anderer Maler auf, in denen er eigentlich die Ahnherren seiner Kunst zu grüßen hat.

Britting stammt aus Regensburg, und der Donaufluß, manche seiner Erzählungen schicksalsgewaltig durchbrausend, ist ihm der Inbegriff aller Flüsse geblieben. An seinen Ufern sind auch die Maler der nach ihm benannten Schule daheim gewesen, an deren wuchernd unergründliche Waldnatur, Heimat von Kobolden, Hexen, Engeln und verzaubertem Getier, man sich immer wieder bei Brittings Landschaften, Wolkenhimmel und Wetterern, und auch bei der Kreatur, die er in ihrem Angesicht leben und weben läßt, erinnert fühlt. Ist dort die Linie kraus, ungebärdig

wuchernd und oft verwegen spielend, die das Bild der Schöpfung umreißt, so ist es bei Britting die Sprache, des Gedichtes vor allem, aber auch seiner Prosa.

Sie nährt sich, das ist unverkennbar, und erfrischt sich immerfort aus der jung gebliebenen bayerischen Mundart seiner Heimat, ohne sich freilich volkstümlich aufzuputzen. Man spürt es bis in den sonderbaren und ihm allein eigentümlichen Tonfall seiner Sätze hinein. Er spricht ein ganz junges, neues Deutsch, frisch und schimmernd von Farbe wie Blätter und Gestein nach dem Regenguß, mit einer Kühnheit oft der Bilder und der Bindung zur Form, die an die Kühnheit und Vorbildlosigkeit der großen Erneuerer der abendländischen Malerei erinnert.

Und noch etwas gibt es in seinen Gedichten zu bewundern, das sie, weil es eben grunddeutsche Gedichte sind, so unübersetzbar macht, wie es Verlaines und Rimbauds Gedichte auf ihre Weise auch sind. Es ist seine Vorliebe für eine Art von freiem, selbstherrlichem Rhythmus, der aber, wie man alsbald bemerken wird, mit Zügellosigkeit und Freiheit von jeder Form sowenig zu tun hat wie jedes echte Kunstwerk. Es sind nämlich insgeheim sehr zuchtvoll gearbeitete Gebilde, nur scheinbar locker und keiner Regel unterworfen. Sie empfangen ihr Gesetz von innen, von dem genau erkannten und in die poetische Rechnung gezogenen Sinngewicht des einzelnen Wortes, ja sogar der einzelnen Silbe, - nicht von deren Länge oder Kürze wie in den antiken Sprachen und der aus ihnen gezogenen Metrik, sondern von dem Herzenston, der sie durchbebt.

Dem gesellt sich eine zweite Vorliebe, verschwiegen und nicht jedermann sogleich offenbar auch sie: die Vorliebe für den Innenreim und für die oft weit gespannte Beziehung des Reimwortes zu einer an entfernter Stelle und oft mitten im Satz, aber stets mit vollem Gewicht erscheinenden Entsprechung.

Mit wenigen, aber köstlichen Ausnahmen balladenhafter Stücke, wie dem Gedicht vom unverständigen Hirten und den verwandten Gesängen von der Heilandsgeburt und den Drei Königen etwa, ist Brittings Lyrik, den Schöpfer in seiner Schöpfung rühmend, mit ihrer Landschaft und ihrem Getier und ihren Himmelswettern und Jahreszeiten, reine Naturlyrik. Das Bild, urkräftig von Farben und Umrissen, erscheint bei ihm an Stelle des Gedankens, die Musik des Wortes, kühn und verzaubernd, an Stelle der ausdrücklich bekennden Empfindung.

Und doch gibt es auch heute von ihm ein ganzes Buch Verse, die ihm aus dem Abgrund der Betrachtung aufgestiegen sind, aus der furchtlosen Betrachtung freilich einer der unabänderlichen, rätselvollen Grundtatsachen unseres Daseins auf Erden überhaupt, der Vergänglichkeit alles dessen, was da lebt. Es ist der Tod, mit dem die vielfältig abgewandelte Begegnung in dem gleichnamigen Bande geschieht. Das ist bei einem Geschlecht, das sich weniger als die meisten vor ihm damit abzufinden weiß und sich trotz der grausigsten Erfahrungen, die gerade ihm beschieden sind, mit Vorliebe so stellt, als sei er längst aus der Welt, kein besonders willkommenes Thema. Darum hat dieses unvergleichlich mannhafte, aufrichtige und tief sinnig fromme Buch einstweilen nicht den

Widerhall gefunden, den es verdient hätte. Seit den Totentänzen unserer Altvordern ist eine Begegnung von solcher Art mit der herrischen Knechtsgestalt des Knochenmannes nicht mehr gehalten worden.

Allein hier ist nichts mehr von dem Staub und der Gelehrsamkeit, die sie uns oft so schwer zugänglich macht. Man klopft die Takte mit dem Finger ab und zählt die Reime nach und stellt verwundert fest, daß alles der genauen Regel Genüge tut und war einem doch zumute, als lausche man frei spielenden ungebundenen Worten. Wehmut durchbebt diese Verse, leidensvolle Einsicht in die unabänderliche Gebrechlichkeit dieser Welt und ihrer Menschen, und zuweilen glauben wir das lautlose, unergründliche Lachen zu hören, das uns aus Rembrandts letztem Selbstbildnis entgegenghallt. Es ist das Lachen eines alt und weise gewordenen Mannes, der sich beschieden hat und der nun zu seiner und unser aller Lust das Armutsgewand unter seinem dem Tode entgegenreifenden Angesicht, noch einmal mit allen Zauberkünsten spielend, in einen Königsmantel von prunkendem Gold verwandelt hat. Daran denke ich oft, wenn ich in diesen Gedichten lese, von dem Himmlischen Konzert und von dem Tod im Siechenhaus, und seine furchtbar warnende Anrede an den Dichter, den Strophenheld und Verfertiger von Liedern, der ermahnt wird, gefälligst auch zu seinen Liedern zu stehen, wenn er ihm plötzlich nackt und leibhaftig eben aus ihnen entgenspringe. Und auch das letzte lese ich oft, von dem schönen Tod, mit der unerwarteten Tröstung zum Beschluß:

Ach, wer so schön ist, ist von guter Art!
Und dich zu holen ist er ausgesandt?
Man kennt dich drüben also? Will dich sehn?
Wer solchen Boten hat, der ist nicht hart,
Verschmäh't's, zu richten, Tafeln in der Hand,
Und ruhig kannst du mit dem Boten gehn.

[letzte 2 Strophen des Sonetts „Der schöne Tod“]

Sooft ich es lese, denke ich daran, unter welchen sonderbaren Umständen dieser Totentanz entstanden ist. Es war in der Zeit des Hungers und des kaum mehr erträglichen Frostes in den Häusern, und Britting genoß, da er nichts zu heizen hatte, die Gastfreundschaft eines Spitals, wo er in einer Bedientenstube für ein paar Stunden des Tages im Warmen sitzen und schreiben durfte, Dorthin begab er sich täglich und ahnte nicht, während er mit dem Knochenmann Umgang hatte, nach seiner tapferen Art auch grimmig scherzenden Umgang, daß er ihm selber schon Herberge gewährte.. Unerklärlicherweise ging es ihm damals immer schlechter, und das Gehen und Atmen machte ihm Mühe, bis es eines Tages heraus war, daß sich, vielleicht, ein Sternlein aus dem Haufen von Splittern in seinem Arm gelöst hatte und ihm auf seiner Wanderung den Tod zu bringen drohte. Noch denke ich, wie unser gemeinsamer getreuer Arztfreund mir von dem Befund vor dem Strahlenschirm berichtete, wie ihm da der Knochenmann selber, von dem wir erschüttert und bewundernd hier und da schon einiges gelesen, leibhaftig gegenübergestanden sei. Zum Glück war noch Zeit einzugreifen, der starke Mann überwand die Gefahr, und über nicht lange saß

er wieder mit uns am Tische. Da sind wir alle sehr froh gewesen, die wir uns seines Umganges erfreuten; und das schöne Gedicht, mit dem hier geschlossen sei, das wäre auch ungeschrieben geblieben. Es steht In dem neuen Versbuch „Unter hohen Bäumen" und heißt

In der ersten Frühe:

Es weht

Mit grauen glänzenden Lüften.

Im Garten steht

Ein nackter Knabe mit rosigen Hüften.

Eine Blume überm Ohr. Er bricht

Das nachtautriefende Rohr.

Seine silberne Stimme spricht: Licht!